



Über das Buch

Der Roman verfolgt neue Spuren im »Mordfall Nitribitt« – bis in die Konzernspitzen von Krupp und Deutscher Bank. Er führt in die schillernden Praktiken westdeutscher Wirtschaftseliten, kontrastiert mit der sozialdemokratischen Fußballerfamilie Otto Hermann, und erzählt von einer ungewöhnlichen Liebe.

Über den Autor

Diether Dehm, geboren 1950 in Frankfurt am Main, Autor, Komponist, Manager, siebzehn Jahre Mitglied des Bundestages. Er war Geschäftsführer eines Musikverlages, war Bundesvorsitzender der SPD-Unternehmer, Linkspartei-Vorsitzender in Niedersachsen. Im Nitribitt-Mordprozess 1960 standen Mitglieder seiner Familie im Zeugenstand. Dehm verfasste rund sechshundert Lieder, darunter Hits wie »1000mal berührt«, »Was wollen wir trinken«, »Faust auf Faust, Schimanski!« und »Das weiche Wasser«, schrieb Sachbücher und TV-Satiren und veröffentlichte die Romane »Die Seilschaft« (2004) und »Bella ciao« (2007).

Diether Dehm

AUFSTIEG

UND NIEDERTRACHT

Rebecca

Das Neue Berlin

Vorbemerkung

Am 1. November 1957 wurde die vierundzwanzigjährige »Edelkurtisane« Rosemarie Nitribitt tot in ihrer auf dreißig Grad beheizten Wohnung am Eschersheimer Turm aufgefunden. Sie lag mit blutverkrustetem Hinterkopf und nach Verwesung stinkend zwischen den kleinen Köteln ihres Pudels. Nitribitt hatte sich in den höheren Kreisen bewegt, zu denen führende CDU-Politiker sowie die Superreichen Harald Quandt, Harald Krupp von Bohlen, Berthold Beitz und Gunter Sachs zählten.

Die ermittelnden Beamten öffneten sofort die Fenster – ein Vorgehen, das selbst gegen das kleine Einmaleins der Kriminaltechnik verstieß – und sorgten so dafür, dass der genaue Tattag wegen der kalten Frischluft nicht mehr ermittelt werden konnte. Ob dies ein Zufall war?

Davon profitierte später der Hochstapler Heinz Pohlmann, dessen Strafverteidigung auf solcherlei polizeilichen Dilettanterie aufbaute. Als Pohlmann, noch vor dem Mordprozess, dann in der Illustrierten *Quick* eine sechsteilige Serie über die Nitribitt begann, bekam er von Krupp-Chef Berthold Beitz derart viel Geld, dass er unversehens die Folgen abbrach. Neben der Mordstelle stand eine Rotweinflasche mit Fingerabdrücken von einem der reichsten Bundesbürger, dem Krupp-Erben Harald (Mutter Bertha Krupp, Vater Gustav zu Bohlen und Halbach).

Der mutmaßliche Mörder Pohlmann war damals Wohnungsnachbar der Familie eines prominenten FSV-Fußballspielers, dessen Sohn Rudi später im SDS und dann in der

SPD Karriere machte und in den Neunzigern einem anderen Prostituiertenmord nachging. Rudi stieg in die Bundestage von Bonn und Berlin auf. Nach der »Wende« 1990 assistierte er bei den Ermittlungen des Mordes an Katharina Warnow, die unter den vorgefundenen Umständen in der Prostitution ihren einzig würdevollen Ausweg gefunden hatte. Der Abgeordnete Rudi Hermann und die Tochter des Opfers, Vivienne, stießen gemeinsam auf Spuren politischer Zusammenhänge des »Tötungsdelikts« – ähnlich, wie sie einst im Spielfilm über *Das Mädchen Rosemarie* aufgedeckt worden waren.

Frankfurt war von 1948 bis heute das Zentrum der westdeutschen Wirtschaftsmacht und wurde nach dem Krieg die heimliche Hauptstadt der Bonner Bundesrepublik.

Von Frankfurt aus wurden alle großen Schachzüge gegen die Ostzone und zur Rettung früherer NS-Größen im Schatten der Deutschen Bank geplant. Dort hielten noble politische und wirtschaftliche Führer Vorträge vor ausgesuchten Persönlichkeiten im »Frankfurter Hof«, dort residierten die wichtigsten Finanzinstitute und die IG Metall, dort rottete sich die außerparlamentarische Opposition gegen Aufrüstung, Atomtod, Vietnamkrieg, Notstandsgesetze und für eine neue »Sexfront« (um die »Frankfurter Schule«) zusammen. Dort fanden die »Auschwitz-Prozesse« und das »Rock gegen Rechts«-Festival statt.

Und es war ein Frankfurter, der vier Jahre vor dem skandalumwitterten Nitribitt-Prozess bei der Londoner Schuldenkonferenz dafür gesorgt hatte, dass »das kommunistische« Polen, wo Auschwitz stand, dass Russland, dass das instabile Griechenland, wo unter der Wehrmacht in einem Jahr eine Million Menschen getötet worden waren, keine D-Mark an Wiedergutmachung erhielten. Adenauers

Meisterleister war der Deutsche-Bank-Chef Hermann Josef Abs. Alles Geld musste nach Israel, von dort gab es Persilscheine für die Hitler-Finanziers, Kriegs- und Gesetz-Macher, die der jungen Bundesrepublik nun wieder ihren Stempel aufdrücken wollten.

Die späteren Bundeskanzler Erhard und Kiesinger »bauten« das westdeutsche Imperium in der Wirtschaftsmetropole Frankfurt am Main »auf« – nicht ganz eigenhändig, aber mit amerikanischem Geld und finanzieller Raffinesse derer, die sie zumeist schon vor 1945 unter Beweis gestellt hatten.

So wie wichtige Beweisstücke im Fall der Nitribitt bei der Frankfurter Polizei plötzlich nicht mehr auffindbar waren, wurden bis in die Neunzigerjahre auch kostbare Zettel zurückgehalten, die belegten, dass der noble Doktor Abs und dessen Deutsche Bank nicht nur die Finanzierungsverträge für den Bau der Krematorien und Gaskammern in Auschwitz gezeichnet hatten, sondern auch die für die »Software«, die Produktion des Zyklon-B-Gases. Und dass dieser Doktor Abs persönlich 1940/41 den NS-Reichswirtschaftsführern vorgerechnet hatte, wie mit dem Feldzug gegen die Sowjetunion sämtliche Schulden des Deutschen Reichs aus den Weltkriegern I und II auf einen Schlag zu begleichen wären. Nun, der Krieg verlief anders. Aber nach dem Krieg wurde stets weitergefeilt an diesen Plänen, deutsche Panzer gegen Moskau rollen zu lassen und an Hungersnöten und Dürrekatastrophen mehrprozentige Renditen zu erzielen. Auch damals völlig unausgereifte Technologien, wie die der AKWs, wurden in Frankfurt mit hochrentablen Wertpapieren gehandelt. Selbst deren ewig strahlender Müll wurde zum Geschäftsmodell entwickelt. Derart »risikofreudig«, dass die als undicht erwiesene Salzgrube Asse börsennotiert als Endlager

eingerrichtet wurde und, verbunden mit dem Grundwasser der riesigen Region um Wolfenbüttel, bis heute als Zeitbombe tickt.

Wer in dieser westlichen Welt parteipolitisch oder wirtschaftlich aufsteigen wollte, konnte dies nicht ohne die Herausbildung des Sekrets Niedertracht. Und Frankfurts Bankentürme sind die Silhouette für Pasolinis Sodom, für Aufstieg und Niedertracht, die im Menschenhirn nur durch harte gesetzliche Schnitte des Staats voneinander getrennt werden können.

Unter den Umständen von Kapitalrenditen und Macht bilden Niedertracht und Aufstieg eine schwer zu trennende Melange. Um Niedertracht beim Aufstieg in Schach zu halten, braucht es sehr gute Freunde, die einem gelegentlich beim Abheben in die Rippen hauen.

Heiner Müller schrieb einem Aufgestiegenen die Einsicht zu: »Wie soll ich den Staat regieren, wenn mir der Schwanz über den Kopf wächst.« Aber auch Frauen, die über das Talent verfügen, in den innersten Häuten ihrer Scheide die aktuellen Kontobewegungen ihrer Liebhaber aufzuspüren, behalten, wenn sie in den Spiegel blicken, das Potenzial, Mensch zu sein.

In diesen kurzen Momenten sind organisierte Kampfgefährten bitter nötig. Oder eine Religionsgemeinschaft, eine starke Familie, eine selbstkritische Partei. (Bloß auf das Gewissen Vereinzelter ist kein Verlass.) Und wenn sich dann diese Parteien oder Familien selbst nur noch dem Aufstieg verschreiben, verlieren sie jede kritische Fähigkeit, die Kehrseite des Aufstiegs, die Niedertracht, auch nur einzudämmen. Der einen lukrativer Aufstieg – in diesem Roman ist ja auch vom Fußball die Rede – ist der Abstieg der anderen. Wie die Schulden von heute zu den Darle-

henszinsen von morgen werden. Oder die nur nach innen geschriene Verzweiflung der Unteren zur Demagogie aufsteigt ins Spiegelkabinett der Oberen und ihrer Schreibagenten.

Die freie Reichs- und Börsenstadt Frankfurt wurde dafür zur Hebebühne, zum Drehkreuz und zum Handelszentrum.

Ich danke meiner Lektorin Jenny Farrell.

Diether Dehm

»Betrachten wir das Leben unserer höheren Klassen in der ganzen Schamlosigkeit, in der es sich darstellt, dann haben wir tatsächlich nichts weiter vor uns als ein einziges Freudenhaus. ... Nur dass die Prostituierten ›für kurze Frist‹ in der Regel mit Verachtung behandelt werden, während die Prostituierten ›für lange Frist‹ volle Hochachtung genießen ... So sagen die Juden: ›Ah, ihr wollt, wir sollen uns nur mit dem Handel befassen? Gut, so wollen wir nur Händler sein und euch auf diese Weise unterjochen!‹ So sagen die Frauen: ›Ah, ihr wollt, wir sollen nur ein Gegenstand der Sinneslust sein? Gut, so wollen wir, als Gegenstand der Sinneslust, euch zu unseren Sklaven machen!‹ ... Um sich schadlos zu halten, wirkt sie auf die Sinnlichkeit des Mannes ein und unterjocht ihn durch Sinnlichkeit in einer Weise, dass er nur formell der Wählende ist; in Wirklichkeit jedoch wählt sie. Hat sie sich einmal dieser Sinnlichkeit bemächtigt, so missbraucht sie bald ihre Macht und gewinnt damit eine furchtbare Gewalt über Menschen ... Weil man sie unterdrückt und der Gleichberechtigung mit den Männern beraubt hat, rächen sie sich nun dadurch, dass sie auf unsere Sinnlichkeit einwirken und uns mit ihren Netzen zu fangen suchen ... Ja, Sie lachen darüber, schrie er mich an ... bald werden die Menschen das begreifen und sich wundern, wie eine Gesellschaft bestehen konnte, in der solche die öffentliche Ruhe störende Dinge erlaubt waren, wie es die heutzutage unseren Frauen gestatteten auf den Sinnesreiz abzielenden Ausschmückungen ihres Körpers zweifellos sind.«

Posdnyschew in »Die Kreutzersonate« von Leo Tolstoi

1. Am Bornheimer Hang

»Was bist du denn die ganze Zeit so ... hibbelig, Kind?«, hatte der Vater, unter seinen buschigen Brauen und der Sorgenfalte heiter hervorgrinsend, gefragt. Sein »Kind« war zwanzig Jahre alt. Es hatte sich nur zweimal über die rosa Rüschen auf der blauen Bluse gestrichen, vielleicht etwas zu hastig, aber doch nicht »hibbelig«, während die ungarische Haushaltshilfe, die dicke Berta, die schwere weiße Keramikschüssel mit Rindfleischsuppe und draufschwimmenden Markklößchen von der Küche aus durch die Lade schob. Der Sonntagstisch war mit drei elfenbeinweißen, goldgeränderten Porzellan-Gedecken zwischen blinkenden, silbernen Bestecken auf goldbestickten Servietten festlich hergerichtet und Strahlen spiegelten sich spektralfarben auf den Einschleifungen im dickwandigen Kristallglas der Weinkelche. Die Mutter hatte den Hund Heidi, wie meistens während der Mittagessen, auf die Veranda gesperret, wo seine Hütte stand, und war dann zum dreistufigen Weinbord in den kühlen Keller gestiegen, um den sonntäglichen Riesling zu holen. Ein paar Herbstsonnenstrahlen hingen wie Mikadostäbe in den Seidengardinen, deren diffuse Wellen an den Rändern der langen Brokatvorhänge ausrollten, die züchtig mit bronzefarbenen Kordeln zurückgebunden waren.

Als Helene ihrem Vater wegen des »hibbelig« ein trotziges Kaspergesicht zog, strahlte der übers ganze Gesicht, einen Treffer gelandet zu haben. Beide würden unmittelbar nach dem Sonntagsbraten, aber – weil Heimspiel – ohne den üblichen Sonntagskaffee, Arm in Arm den Bornheimer Hang runter zum Fußballplatz spazieren, unterwegs Nachbarn

treffen, bewundert werden und mit Weggefährten über die Mannschaftsaufstellung des FSV Frankfurt fachsimpeln.

Vater Werner hatte es geschafft, Direktor der größten zur Gelsenkirchen AG gehörenden Frankfurter Kohlenfirma zu werden. Das attraktivste Mädchen in der Straße war seine Tochter, deren blaue Augen und blondes Haar auch nach der Zeit des »Bunds Deutscher Mädchen« keinerlei Thema für Entnazifizierungseiferer geworden waren.

Direktor Werner hatte während des beginnenden Russlandfeldzugs zu Hause endlich seine Jägerprüfung bestanden, was sich in mehrerlei Hinsicht auf sein Privatleben auswirkte. Erstens trug er nun meistens hellgrüne Hemden unter dunkelgrünem Lodenjankerl mit kleinen, ledernen Eichenblättern links und rechts. Darunter eine braune, grün oder golden durchwirkte Seidenkrawatte, der entweder ein Hirschgeweih oder ein Eber aufgenäht war. Zweitens häuften sich nun in dem kleinen Hausflur der Ortenberger Straße die Trophäen: Gehörne von Rehböcken und Gamsen, ein Hirschgeweih, ein ausgestopfter Habicht und ein Marder auf einem Fichtenbrett, das in die Wand neben dem Flurspiegel eingelassen war. Und drittens rieb er sich seither die Zehen mit Ballistol ein, einem Öl für die Patronenkammer in den Jagdgewehren, das ihm ein Jagdkollege als das »Non-plus-Ultra« gegen den immer wieder aufkeimenden Fußpilz empfohlen hatte. Das Jägersein war ihm also in Fleisch und Blut übergegangen. Zumal er die Kernaufgaben seines Lebens auch früher schon rein mit dem Gespür eines Jägers angegangen war.

Nichts war so erholsam wie die frühmorgendliche Pirsch mit Heidi an der Leine, die eine ausgezeichnete Nase hatte, für den Fall, dass ein angeschossenes Wild sich noch ein paar Meter ins dichte Gestrüpp geschleppt hatte. Nichts war so tiefsinnig, wie der Hochsitz beim Auflauern eines

Sprungs Rehe oder einer Rotte Wildschweine. Nichts war so abenteuerlich wie eine Treibjagd auf Rebhühner oder Hasen, die der Hund und die Stallknechte aufbrachten und die dann mit der Schrotflinte zur Strecke gebracht wurden. Im Spessart, nahe der fränkischen Rhön, hatte er für ein paar Mark mit den »braven Bauern« und einem Holzfäller aus dem Dorf Neutzenbrunn auf fünfzig Quadratmetern eine Jagdhütte erbaut, die sein heimliches Königreich war. Für den vom Berghang strömenden Bach vor seinem Zaun hatte er sich ein Einsteckrohr aus Zinn zurechthämmern lassen, um daraus, in das Wassergefälle postiert, mit einem Blechbecher zu trinken, sich gelegentlich dort sogar mit nacktem Oberkörper zu waschen (wofür es aber auch ein Emaillebecken in der Hütte gab) oder für Ellen den Kübel für das Spülwasser abzufüllen. In Ermangelung von Elektrostrom wurden kleine gelbe Birnen aus zwei Flaschen Propangas erleuchtet, auf die er in seiner Kohlenunion reichlich Zugriff hatte. So konnte er auch in den angebauten Holzschuppen neben der Jagdhütte, wo die Siebenschläfer hausten, ein feines, bläuliches Licht zaubern. Eine Küche oder ein Bad gab es nicht, alle Becken und Bottiche waren platzsparend in kleine Schränke eingelassen, auf denen Porzellanschalen und Teller standen. Zentrisch an der Außenwand stand ein Herd mit einem langen Blechkamin quer unter der Zimmerdecke, der mit Holz und Briketts die gesamte kleine Hütte mollig erwärmen konnte.

Anfangs war diese Jagdhütte eine Idylle für ihn allein. Aber allmählich hatte er mit seiner Tochter dort Wochenenden verbracht. Schließlich gewann sogar seine »verwöhnte« Ehefrau Ellen Geschmack an der Waldesstille. Und nach und nach hatte er auch standesgemäße Freunde aus der Geschäftswelt eingeladen, den Samstag und den Sonntag oder mehrere Ferientage »mal so richtig urig und

zünftig wie Wanderer auf der bayrischen Alm« auszuspannen. Vor der Jagdhütte sorgten seine braven Bauern, bei denen er für ein paar Pfennig Milch, Eier und Wurst einkaufte, stets für reichlich Brennholz, sodass die Jagdhütte im Spessart in jeder Jahreszeit Refugium bot und sein Ansehen mehren half. Das war eine andere Leidenschaft neben dem Fußball.

Heinz Werner hatte nun Heidi, die deutsche Wachtelhündin, aus der Veranda ins Wohnzimmer gelassen, ein wenig hinterm Ohr gekraut und ihr wie einem Kleinkind zweimal mit dem Zeigefinger verdeutlicht, sie müsse »jetzt zu Hause aufs Frauchen aufpassen«.

Das große Interesse seiner Tochter für den Fußball war erst sechs Wochen alt. Und dem war der Direktor auf der Spur, ohne bisher festmachen zu können, wem es wohl gelten mochte und wem Helenes Blicke während des Spiels folgten – von ihren Ehrenplätzen aus, auf denen drei mattglänzende Messingschildchen mit der Reservierung für »Familie Werner« aufgeschraubt waren.

Es war mehr als ein Fußballspiel: Es ging um den immer wieder aufs Neue ausgetragenen Kampf zwischen den beiden Frankfurter Top-Mannschaften – dem wohlhabenderen Verein »Eintracht« aus dem Frankfurter Riederwald, von dem es hieß, dass er einst von wohlhabenden jüdischen Frankfurtern aufgebaut worden war, und dem Arbeiterverein »FSV« am Bornheimer Hang. Es war das »High Noon« im südhessischen Fußball. Hier traten nicht nur zwei Vereine gegeneinander an, sondern auch Weltanschauungen: Die Eintracht galt als konservativer, der FSV als proletarischer, KPD- und SPD-Leute sollten hier, am Hang, der Legende nach illegale Kassiber verbreitet haben, wenngleich in den letzten Kriegsjahren dort nur noch wenig Fußball trainiert und gespielt worden war.

Ein paar bleigraue Regenwolken waren an diesem Septembersonntag aufgezogen. Heinz Werner ging mit seiner Tochter auf das Stadion zu. Helene trug einen blauen, mit dem Gürtel eng zugebundenen Mantel, der ihre Taille betonte. Die anstehenden Zuschauer hatten feste Jacken dabei. An jenem Pförtnerhäuschen, das extra für Stadion- und Ehrenplätze etwas abseits lag, hatte Werner nur sehr kurz seinen Ausweis hochhalten müssen, um mit der Tochter auf dem hellen, körnigen Geröllweg an der langen Schlange der Kartenkäufer vorbeizuschlendern, wobei er zackig das markante Kinn hob, den Rücken straffte und das Kreuz durchdrückte, um einzelnen Verbeugungen beim Grüßen der auf Einlasskarten Wartenden mehr demütigen Nachdruck zu verleihen. Er selbst, hochgewachsener Freizeitjäger, trotz der Sonne auf dem fröhlichen Rost des Oktober im schweren grünen Lodenmantel, mit Dachsbart am Hut, war trotz einer übergroßen Nase im kantigen Gesicht mit seinen buschigen Brauen über den stahlblauen Augen eine stattliche Erscheinung. Auch ohne seine schöne Helene wäre er durchaus alleine schon zum Hinschauen gewesen.

Zwischen den beiden Umkleidekabinen am Stadiongebäude führte eine nach Bengay-Menthol und dem Umkleideschweiß der Vorspielmannschaften müffelnde Treppe nach oben in die Ehrentribüne. An ihrem Eingang prangte das Schild »VIP-Logen / Plätze 120-250«. Mit Männergeruch und mit dem Massageöl war Heinz Werner vertraut. Als er noch nicht »Direktor Werner« gewesen war und selbst Fußball gespielt hatte, waren auch seine Wadenkrämpfe damit massiert worden und in der allgegenwärtigen Duftwolke verwuchs Geborgenheit von Kameradschaft mit dem Raunen der Treppensteiger, das im Gewölbe widerurrte, zu unverfälschter Männlichkeit. Drei Stufen vor ihm stieg Vereinspräsident Steeg nach oben, an den Heinz

Werner im Gedränge Anschluss zu halten suchte, obwohl der bereits seinen Rücktritt angekündigt hatte.

»Du siehst die klaane Leute garnemmer«, schnaufte eine Stimme hinter ihm. Heinz Werner brauchte sich gar nicht umzudrehen, um den schwergewichtigen Hotelier und Hauptsponsor des Vereins, Walter Lange, am Keuchen zu erkennen, der mit seiner Zigarre zwischen den Lippen die Treppe hochstieg. Neben ihm lief »Scheppekall«. Der Boss zweier Metzgerläden an den lukrativen Bornheimer Standplätzen Inheidener Straße und Uhrtürmchen hatte durch einen Weltkriegsschuss einen Teil des linken Kinns verloren, was ihm zu seinem Spitznamen verholfen hatte.

So sehr sich Direktor Heinz Werner auch um die heimlichen Blickrichtungen seiner Tochter kümmern wollte, so schnell lenkte ihn das Lokalderby Eintracht Frankfurt gegen den FSV von allen Nebensächlichkeiten ab. Manchmal sah er nur aus dem Augenwinkel Helene immer wieder kurz nach links blinzeln. Galt das einem anderen Gast auf der Ehrenloge? Oder bei den billigeren Plätzen auf der wind- und regengeschützten Tribüne? Oder gar dem Strafraum des FSV? Sicher, da stand Willibald Kress im Tor. Im Bornheimer Volksmund: der schöne Willibald. Aber der war doch viel zu alt! Einen Moment lang ging dem Vater die Frage durch den Kopf, ob tatsächlich so junge Frauen die allgemeine Tauglichkeit ihrer besonderen Reize an so viel älteren Männern ausprobieren würden. Und er ertappte sich dabei, mit den Schultern zu zucken, was zum Glück niemand bemerkt hatte. Männer wussten halt über Frauen, selbst wenn sie Töchter waren, nur wenig. »Tierwelt – Wunderwelt«, lachte er in sich hinein.

In diesem Moment kam der Ball in einem flachen Bogen als weite Flanke des linken Eintracht-Läufers zu ihrem Star Richard Kress, der bis etwa drei Meter vor den FSV-Straf-

raum gekommen war und nun mit einem atemberaubenden Hattrick der linken Fußspanne den Ball kurz gestoppt hatte. Er mühte sich, um den linken Verteidiger Otto Hermann herumzudribbeln. »Otto, pass auf«, brüllte Walter Lange, der direkt neben Werner saß. Scheppekall warf die Arme in die Luft: »Wie kann denn sowas überhaupt passieren, den Kress allein vors Tor zu lassen?!« Torwart und Namensvetter Willibald Kress war auf die Torlinie zurückgelaufen, während Otto Hermann dem großen Richard Kress den Ball im Fallen kurz abnahm, ihn aber wieder verlor. So war aber Schnelligkeit aus dem Eintrachtspiel genommen. Zwei andere FSV-Spieler kamen heran, aber auch ein weiterer Eintrachtstürmer. Aus dem Gewirr wand sich der Angreifer Richard Kress plötzlich als Sieger, tat zwei Schritte seitwärts und kam frei zum Abschuss auf das wenige Meter entfernte Tor. In dieser Sekunde flog Otto Hermann mit seinem ganzen Körper in diesen Schuss und wehrte den Ball über die Torauslinie ab. Der Schiedsrichter, über zwanzig Meter entfernt, entschied auf Hand.

Der Protest des FSV war gellend. Auch Heinz Werner war aufgesprungen und brüllte in Richtung Schiedsrichter. Jeder hatte gesehen, dass Otto Hermann den Arm angelegt und den Ball mit der Brust zur Ecke verwandelt hatte. Was der Schiedsrichter hier gesehen haben wollte, war selbst den Fans der Frankfurter Eintracht völlig unverständlich. Hermann lief auf den Schiedsrichter zu. Seine schwarzen, nach hinten eingefetteten Haare hingen wirr in die Stirn. Er strich sie hastig zurück. Als der Schiedsrichter ihn stehen ließ, rief er ihm etwas hinterher, was ihm eine Gelbe Karte einbrachte. Nun war das FSV-Stadion nicht mehr zu halten. Mit »Schieber, Schieber«-Rufen und Beleidigungen wie »Tomaten auf den Augen« und »von der Eintracht gekauft« wurde der Schiedsrichter ausgebuht, als er zum Elfmeterpunkt schritt.

Richard Kress selbst wollte den Elfmeter schießen. Willibald Kress stand auf der Linie. Otto Hermann schüttelte immer noch fassungslos den Kopf über die Fehlentscheidung. Die Ehrenloge auf der Tribüne stand zwar noch, war aber merklich leiser geworden, als Helene für alle hörbar mit hoher, sich überschlagender Stimme »Pfui Schiedsrichter« schrie. Viele drehten sich anerkennend in ihre Richtung.

Richard Kress hatte mittlerweile den Ball dreimal gedreht, abgewogen und platziert und nahm zwei Meter Anlauf, täuschte mit einem Blick die rechte Ecke vor und schoss in die linke. Willibald Kress hatte sich nicht täuschen lassen, bekam langgestreckt den Ball an den schwarzen Handschuh und lenkte ihn um den Torpfosten. Das Stadion war außer sich. Richard Kress als fairer Sportsmann klopfte seinem Namensvetter auf die Schulter. Es sollte der einzige Elfmeter in Kress' Fußballerkarriere bleiben, der nicht im Netz gezappelt hatte.

Vater und Tochter Werner lagen sich wie viele andere auf der Tribüne in den Armen. Scheppekall hüpfte wie ein aufgeregter Doppsch vor seiner Bank und rief: »Auch wenn der Judde-Verein maant, sich alle Schiedsrichter kaufe zu könne: mir habe unsern Willi!« Walter Lange blickte den Haudegen Scheppekall kurz und finster an. Als jeder seinen strafenden Blick bemerkt hatte, wandte er sich wieder dem Jubeln zu, während Scheppekall wie Don Camillo die Arme ausbreitete, als würde er sich beim lieben Gott entschuldigen.

Dass der FSV der hochüberlegenen Mannschaft der Eintracht ein Unentschieden abgetrotzt hatte, versetzte die Fans in Feierlaune. Trainer Walter Holstein bekam den Rücken vor lauter Dankbarkeit vollgehauen und lachte nur noch sehr bemüht. Viele in der Ehrenloge verabredeten sich in der Stadiongaststätte »Der Hang« zu Bier oder Apfelwein

oder einem Kaffee mit Streuselkuchen. Gelöster Stimmung verließen die Gäste nach ausgiebigem Beifall für die in die Kabinen trabende eigene Mannschaft die blaulackierten Holzbänke, während die Stollen der Spielschuhe wie Hufe bei einer Kavallerieparade die Zementtreppe hinunterklackerten. Walter Lange, Heinz Werner und seine Tochter drängten sich mit würdevollem Gang und seichten Scherzen in den Treppentunnel.

Plötzlich traten drei Männer mit finsternen Blicken auf Heinz Werner zu. »Echt schade, dass ihr heut net auf die Fress bekomme habt. Eim Blutsauger wie dir wär des recht geschehen!«, schnauzte ein kleiner Drahtiger, senkte drohend seine Eintracht-Fahne und starrte Werner mit seinem Habichtsgesicht an. Von Walter Lange kam beruhigendes Gurren: »Benehmt euch e'mal anständig. Ihr seid hier net bei euch dehaam!« Da trat der zweite, ein athletischer, 1,90-Meter-großer Kerl mit schwarzer Batschkappe und einem schwarzweißen Eintracht-Schal auf den Direktor der Kohlenunion zu: »Du hast meinen Kumpel hier entlassen. Nur für den Profit! Den du dann ganz großzügig spendest, um bei den Bernemern wichtig zu tun ... Du bist sowas von armselig!« Ansatzlos spuckte er Werner vor die Füße, was auch die blauen Stöckelschuhe von Helene traf.

Heinz Werner, der zwar ebenso groß, aber nicht halb so muskulös war, spürte Zorn in sich aufsteigen. Er drückte das Kreuz durch, hob das Kinn über den Kragen des Lodenmantels und schob sich mit abschätzigem Blick und einem »Pfui« aus dem Mundwinkel an den drei Männern vorbei, um aus dem Treppengewölbe herauszukommen. Aber der Athlet mit der Kappe verstellte ihm den Weg. Scheppekall sprang an dem entstandenen Auflauf vorbei und drückte den großen Mann mit der Schulter zur Seite. Der schlug ihm blitzartig mit der Faust auf die Nase. Schep-

pekall ging zu Boden. Nun erhob sich ein Geschrei aus aufgestaunten Emotionen beider Mannschaftsanhänger. Auch die Eintracht hatte aus dem nahen Riederwald ihre Fans dabei. Scheppekall lag noch am Boden, raffte sich mühsam auf. Der Kappenmann trat so nah an Werner heran, dass dessen markantes Kinn nur noch wenige Zentimeter vom anderen entfernt war, griff ihn am Mantel und funkelte ihn an. Zigarettenrauch und Bier in seinem Atem ließen Werner die Lippen angewidert kräuseln. »Hier fühlst du dich stark, Werner. Hier machst du den dicken Max. Aber wenn die Bernemer wüsste, wie du die Leut' aus deiner Firma schmeißt ... Was du für ein Drecksack bist. Männer, die nemmer wisse, wie sie ihr' Kinner ernährn könne!«

Werner versuchte dem Blick standzuhalten und sich Selbstsicherheit in die Stimme zu pressen: »Lassen Sie meine Tochter und mich vorbei, das ist Freiheitsberaubung!«

»Und was ist das, was du mit mei'm Kumpel gemacht hast? Hat er noch die Freiheit, in Urlaub zu fahren und ruhisich zu schlaf?«

»Und des sescht ausgerechnet aaner aus dem Judde-Verein?«, schrie Scheppekall, der mittlerweile auf die Beine gekommen war. Plötzlich waren Fäuste im Spiel und Scheppekall ging wieder in die Knie, Werner bekam einen harten Schlag in die Magengrube. Helene stieß zwei helle Entsetzensschreie aus, »hört auf, hört auf!«, als sie ihren Vater sich krümmen sah und zu stützen versuchte. Dann schrie sie nach der Polizei. Später erinnerte sie sich, dass alles plötzlich sehr schnell ging. Eine kurze Prügelei, bei der ihr Vater Tritte abbekam und Walter Lange die Zigarre runterfiel, drohte, aus dem Ruder zu laufen. Aber in diesem Moment bildete sich eine Gasse, in der plötzlich Willibald Kress und Otto Hermann auftauchten. Sie waren aus den Umkleidekabinen gekommen, mit offenstehenden, weißen

Hemden und einem Handtuch über der Schulter mitten hinein in die Prügelei. Beim Anblick Otto Hermanns mit der gelben Haut, den hohen Wangenknochen und den mandelförmigen dunklen Augen musste Helene daran denken, dass ihn einige Fans »den Chinesen« nannten. »Der schöne Willibald« höhnte es aus dem Eintracht-Pulk. Das Stimmengewirr verstummte abrupt, als Willibald den muskulösen Hünen beim Jackett packte. Da schlug ihm von hinten ein Eintrachtfan eine Bierflasche gegen die Schläfe. Kress musste den Großen loslassen, um sich die Hand aufs Ohr zu drücken. Der Mann entrang sich dem Griff und versuchte erneut, den angeschlagenen Heinz Werner zu packen. In diesem Moment traf ihn ansatzlos die Faust des viel kleineren Otto Hermann. Wie vom Blitz getroffen brach der Athlet zusammen. Blut aus der Nase tröpfelte in den Sand.

Otto Hermanns Wangenknochen malnten. Er fuhr sich mit der Rechten durch die kohlrabenschwarzen Haare und strich zwei pomadisierte Strähnen zurück. Zu Helene blickend, sagte er mit einer fortscheuchenden Handbewegung: »Geh du lieber etwas weg hier!«

»Ich soll weg von meinem Vater? In dieser Situation?!«, entgegnete sie aufgebracht. Otto sah regelrecht erschrocken aus, rang sich dann aber ein Lachen ab.

»Das ist doch hier kein Umgang für Mädchen aus besserem Haus!«

»Ihre Ironie können Sie sich sparen!«

»Wenn Sie schon hierbleiben: kümmern Sie sich lieber um Ihren Papa! Der soll jetzt Ruhe halten.«

»Hat *der* hier Unruhe gestiftet? Ich denke, Sie stehen auf seiten des Angegriffenen?«

Otto zuckte wortlos mit den Schultern und wendete sich seinem am Boden liegenden Kontrahenten zu. Worauf Helene stichelte: »Und das mit der höheren Tochter können

Sie sich sonstwohin stecken!« Otto grinste frech zurück. Niemand hätte ihm einen solchen Kinnhaken zugetraut. Wilibald Kress zog anerkennend die Mundwinkel nach unten. Für den Augenblick schien die Gewalt beidseitig eingefroren.

»Jetzt regen wir uns alle erst einmal ab!«, rief Kress in den Pulk der Streithähne, »das Spiel ist unentschieden. Beide Seiten haben den einen Punkt verdient. Und wir brauchen hier kein Nachspiel! Jeder geht besser seines Weges.«

Heinz Werner aber sah sich nach Hilfe um und schien ganz und gar nicht befriedet: »Ich hole die Polizei. Haltet die Schläger so lange fest!«

Langsam kam der Athlet wieder zu sich, um sich mit finsterem Blick unbedingt zu revanchieren. Mit der Autorität eines Spielführers und ohne Rücksicht auf Werners Wunsch half ihm Kress auf die Beine und lachte ihn offen an: »Sei froh, dass wir jetzt nicht die Polizei holen!«

Heinz Werner schüttelte den Kopf, Widerworte war er nicht gewohnt.

Der Athlet stülpte die Kappe wieder über, blickte um sich und hob die Hände in gespielter Entrüstung: »O scheußlich! Mir zittern ja schon die Knie, wenn der Otto die Staatsgewalt holt!«

Aber Otto Hermann hielt ihm die Hand hin: »Du hast hier einen Menschen aus dem Publikum grundlos angegriffen und wir sind alle Zeuge. Aber jetzt vergessen wir das Ganze und gehen jeder zu seinem Sontagskaffee!«

Walter Lange brummte hörbar auch für die gegnerischen Schläger: »Ich würde den trotzdem anzeigen und hier festhalten!«

Noch war Hermanns Arm unerwidert ausgestreckt. Und dann merkten die meisten, dass das mit der Polizei und der Überzahl des FSV eine gute Basis für einen Handschlag war, wobei der Muskulöse den Direktor Werner noch einmal mit

finsterer Miene fixierte und zu Otto Hermann sagte: »Das war nicht grundlos. Der weiß genau, dass wir im Recht sind. Er hat mit unserem Arbeitskollegen Johann Fisch ohne Anlass einen Familienvater rausgeschmissen. Das ist kapitalistische Willkür, sag ich dir. Und dabei bleibe ich auch!«

»Dafür gibt es Gerichte, falls dir das noch nicht aufgefallen ist«, erwiderte Kress in ruhigem Ton, »sowas trägt man nicht als Lynchjustiz auf dem Fußballplatz aus. Es gibt auch hier Regeln der Fairness und ich weiß, dass das auch bei der Eintracht gilt!«

Helene war erstaunlich gefasst geblieben. Nun hingen ihre Augen an den beiden FSV-Spielern, die die Entschärfung souverän bewirkt hatten, während der Eintrachthüne sich abwendete und mit seinen beiden Kumpanen und ein paar Eintracht-Fans in Richtung Ostpark abzog. Auch Heinz Werner hatte sich beruhigt, rieb sich demonstrativ die Nase und zwang sich ein Lachen ab: »Jetzt gehen wir hoch und ich gebe eine Runde aus. Der Otto hat schon recht, wir sollten den Vorgang so schnell wie möglich vergessen!«

Beherzt nahm er Helene beim Arm und sie gingen zwei Treppenaufgänge weiter, wo es zum Stadionlokal hinaufging. Willibald und Otto sagten, sie müssten noch mal in die Umkleidekabine zurück. Heinz Werner hatte den Eindruck, dass Helene einen bedauernden Blick auf die beiden Rücken warf. Nur, wem galt das Bedauern?

Ein Fußballplatz riecht wirklich überall nach einfachen Menschen!, dachte Helene, in der Tribüne nach billigem Parfüm und Zigarrenrauch, im Innengehäuse der Treppen nach Umkleidedünsten und in der Gaststätte nach verschüttetem Bier. Aber da war auch wohlige Wärme. Ihr Vater zog sie durch Menschenknäuel zu einem runden Kneipentisch, über dem eine ovale, schwarzblaue Holztafel mit der Sütterlinschrift »Ehrengäste« hing, nahm ihr galant den dun-

kelblauen Mantel von den Schultern und tat ihn zu den Kleiderhaken am Eingang, wo Scheppekall ihm selbst aus seinem Lodenmantel half. Walter Lange saß da mit der Zigarre in der Hand und hatte bereits ein frisch gezapftes Bier vor sich stehen. Für Scheppekall war offenbar kein Platz am Tisch. Helene gegenüber saß ein fein geschniegelter Glatzkopf mit einer schwarzblauen FSV-Krawatte, auf der eine Nadel mit einer großen, glänzenden Perle prangte. Ein Kellner erschien, kaum dass sich Heinz Werner gesetzt hatte.

»Was habt ihr denn an Kuchen da?«

»Käse, Schwarzwälder Kirsch und Streuselkuchen.«

»Dann bitte ein Kännchen Kaffee.« Und zu Helene: »Und was möchtest du?«

»Mir reicht ein Kaffee.«

»Dann bring mir Schwarzwälder Kirsch.«

»Ich glaube es war richtig, dass Otto und Willibald das alles so beigelegt haben. Polizei hätte auch nicht viel gebracht!«, brummte Walter Lange über seinem Doppelkinn hervor und zog an der Zigarre.

»Wenn man es so betrachtet, dann ja«, antwortete Heinz Werner.

»Was haste denn mit seinem Kumpel angestellt?«

»Das ist eine traurige Geschichte. Die oberste Heeresleitung hat uns angewiesen – also von ganz obbe, aus Gelsenkirchen –, das Personal radikal runterzufahren, erst mal um dreißig Stelle. Ich kannte diesen Mann gar nicht. Aber das hat viele getroffen. Und mich vielleicht am allermeisten. Weil man sich wirklich sehr ungern von Mitarbeitern trennt, die in der ganzen Aufbauphase der letzten Jahre dabei waren.«

Der Glatzkopf gegenüber strahlte übers ganze Gesicht, als er Werner bat, ihn seiner attraktiven Tochter vorzustellen.

»Das ist wirklich eine Sünde. Willi, du musst es mir verzeihen, aber ich bin noch ziemlich aufgeregt.«

»Ich habe gehört, dass es unten eine Schlägerei gab und du auch verprügelt worden bist.«

»Verprügelt ist wirklich übertrieben. Ich habe aber was abbekommen und der Otto hat sehr, sagen wir mal, eindrucksvoll zurückgeschlagen. Also ... Kind, das ist Willi Linnenberg, der oberste Boss unseres hessischen Fußballverbands. Und, was vielleicht noch wichtiger ist ...«, Heinz Werner rieb zwischen Zeigefinger und Daumen imaginäre Münzen, »unserer Toto-Lotto-Zentrale in Frankfurt. Willi, das ist meine Tochter Helene. Na, das wirste dir ja schon gedacht haben.«

»Ich bin froh, Sie endlich kennenzulernen, schöne Frau. Das darf ich doch sagen, so als alter Mann? Alle erzählen von dem schönen Mädchen aus der Ortenberger Straße, das unser Heinz unter Verschluss hält, wie in Verdis Oper der Rigoletto.« Er lachte über das ganze gebräunte Gesicht, streckte ihr die Hand über den Tisch entgegen und schob sich dann das modische Brillengestell wieder hoch auf die Nase. Helene entschied sich für einen festen Handgriff, um ihres Vaters »mein Kind« zu relativieren.

Heinz Werner schmunzelte. »Unser Willi Linnenberg ist überall für seinen Charme bekannt. Und manchmal hat er Erfolg damit!«

»Du übertreibst, Heinz. Aber bei einer so schönen jungen Frau bleibt einem ja gar nichts anderes übrig, als die Schokoladenseite zu zeigen! Aber, echt, Entlassungen sind immer eine tieftraurige Angelegenheit. Da hat man mit den Leuten gemeinsam die ganze Nachkriegs..., ich will mich hier im Beisein einer schönen jungen Dame nicht zu drastisch ausdrücken, ...malesse, die ganze Willkür der amerikanischen Besatzer hinter sich gebracht ...«, sein Mund zuckte und er rückte sein schickes Brillengestell gerade, »und dann sind im großen Kapital einfach nur die Lohnkosten zu hoch. Und

du musst das ausbaden. Irgendjemand muss es den armen Leuten dann überbringen. Heinz, da bist du echt nicht zu beneiden!«

»Der Mann, um den es sich vorhin gedreht hat, bestimmt auch nicht!« Zum ersten Mal senkte Heinz Werner den Blick reumütig und zog sein gesamtes Bedauern mit der rechten Mundhälfte in die Wange. »Ich kann sogar die Wut der Leute voll verstehen. Als ich die Anweisung bekam, ging es mir ja auch nicht anders.«

»Da ...«, Walter Lange zog noch einmal vielsagend an seiner Zigarre, hüstelte und sprach dann einer Rauchwolke hinterher, »hat man wirklich mit den Mitarbeitern sehr, sehr viel zusammen durchgemacht. Aus dem zerbombten Frankfurt eine Firma hochgezogen. Quasi aus dem Nix. Und das ist ja nicht nur bei der Kohlenunion so gewesen, also einen echten Neuanfang zu wagen! Aber dann, wegen irgendwelcher Bürohengste in den Führungsspitzen, muss man sich von Mitarbeitern trennen, einfach so! Das gehört wirklich zu den Schattenseiten unserer Nachkriegswirtschaft.«

»Lass uns über etwas Angenehmeres reden. Das Spiel zum Beispiel. Oder über den nächsten Freitag. Ihr kommt doch? Alle beide?« Willi Linnenberg strahlte über das ganze gebräunte Gesicht und griff nach Werners Hand.

»Das FSV-Sommerfest? Im Bornheimer Ratskeller? Die Einladung liegt zu Hause auf meinem Schreibtisch. Hatte gar nicht mehr dran gedacht. Vor diesem Spiel! Also mir ist bei dem Elfmeter das Herz in die Hose gerutscht«, sagte Heinz Werner lachend, »aber unser Willibald ist schon eine Granate.«

»Aber der Otto auch!«, rief Linnenberg in die Runde, »der hat den Richard absolut fair vom Ball getrennt und die Gelbe Karte war einfach eine echte Sauerei. Eigentlich müssten wir damit vors Schiedsgericht.«

»Naja, wegen so'ner Lappalie. Der Otto wird sich einfach zwei Spiele lang zurückhalte. Und dann ist das Ganze auf Null gestellt.«

Und so fachsimpelten sie und auch an Nachbartischen wurde des glücklichen Spielausgangs gedacht, zugeprostet und gejoht, wenn jemand auf das Verteidigungsbollwerk der FSV-Abwehr, den »Bernemer Beton«, den Bierkelch hob.

Helene wurde der dauerhafte Lärmpegel zu viel, obwohl sie Willi Linnenbergs anerkennende Blicke heimlich genoss und darin die übliche Wollust spürte, die Männer dieses Alters zu Eseln im Zirkus machte.

Plötzlich wurde es still. Durch die hintere Tür der Gaststätte kamen die ersten Spieler. Beifall brandete auf, dann Tischeklopfen und Hochrufe. Helene zwang sich, nicht hinüberzuschauen und tat gelangweilt. Als Willibald Kress und Otto Hermann den Raum betraten, schwoll der Chor zu einem »Willibald, Willibald«-Jubel an, auch vereinzelte Anfeuerungsrufe für »Otto« waren zu hören.

Mannschaft, Masseure und Trainer hatten gegenüber eigene, dicht aneinandergerückte Tische. Nun blinzelte auch Helene versteckt hinüber. Willibald Kress war wirklich ein schöner Mann, groß, schlank, verschmitzt und ohne Hochmut. Otto Hermann, neben ihm, war sogar im dunkelgrauen Anzug ein kompaktes Kraftpaket, die schwarzen Haare zurückgecremt, und wenn er lachte, ließ er strahlend weiße Zähne sehen. Aber Helene fand ihn doch irgendwie eingebildet, obwohl sie in der FSV-Stadionzeitung die rührende Geschichte gelesen hatte, Otto Hermann sei früher mal Klassenbester in der Kirchner-Schule gewesen, aber weil sein Vater Müllerarbeiter war und für die passenden Oberschulkleider nicht das Einkommen hatte, wäre »unser Otto« nur Volksschüler geblieben. »Nur Volksschüler« – das verhöhnte sie ein bisschen. Mit siebzehn Jahren sei er als Pan-

zerfahrer eingezogen worden und habe »schließlich in der britischen Kriegsgefangenschaft auf dem Peloponnes« die beiden Torleute Willibald Kress und den noch berühmteren Bert Trautmann kennengelernt, die den talentierten Handballer Hermann noch in Athen zu einem Fußballer »umgezimmert« hätten.

Heinz Werner war Helenes Blick zum Spielertisch nicht entgangen. Er flüsterte ihr ins Ohr: »Hast du dich etwa in den schönen Willibald verguckt?«

Helene war nicht die Frau, die bei solchen Äußerungen rot wurde. Sie sah ihren Vater mit kühlen blauen Augen abschätzig an: »Du musst Gespenster sehen. Man darf doch die Sieger mal betrachten.«

»Nur zu! Wenn's beim Betrachten bleibt! Soll ich sie vielleicht an unseren Tisch bitten?« Ihr Vater blickte gespielt verschwörerisch.

»Wegen mir ganz bestimmt nicht! Aber du hast doch immer gerne die Sieger um dich!«, gab sie ihm mit hochgezogenen Brauen zurück.

Als habe er alles gehört, straffte sich Willi Linnenberg: »Hat irgendjemand was dagegen, wenn ich den schönen Willibald zu uns rüberhole?«

Bis auf Helene, die Linnenbergs Rundblick gestreift hatte, nickten alle mit den Köpfen. Der kleine, drahtige Toto-Lotto-Boss schälte sich aus der Sitzbank und ging gemessenen Schritts zum Spielertisch hinüber, wo Scherze von einem zum anderen flogen. Er klopfte jedem Spieler einzeln auf die Schulter, ein Stuhl wurde ihm hingeschoben.

Nun wollte sich Walter Lange nicht lumpen lassen: »Ich habe denen schon auf uns eine Runde bestellt!«

Heinz Werner hatte die Angewohnheit, hin und wieder die linke Mundhälfte weit aufzuziehen und mit der Zungenspitze die Höhle zwischen Weisheitszahn und Eckzahn

zu durchstöbern, auch wenn da gar kein Speiserest hing. Immerhin konnte man auf diese Weise zwei der drei goldenen Zähne sehen, die er sich im letzten Kriegsjahr hatte einmontiert lassen. Nun also spreizte er geschäftsmäßig derart den Mundwinkel in Richtung Ohr. Dann räusperte er sich würdevoll: »Ich finde, wir sollten den ganzen Tisch für heute freihalten. Die haben das echt verdient!« Er setzte noch einen darauf: »Die Spieler gehen heute alle auf die Kohlenunion!«

»Das Essen auch?«, fragte Willi Linnenberg grinsend.

»Da müssen wir halt alle erst mal zusammenlegen«, spöttelte Werner zurück.

Helene beobachtete am Spielertisch den bronzenen Eierkopf Willi Linnenbergs, sah ihn durch sein modisches Brillengestell strahlen, sprechen, Schultern klopfen und den zwei Spielerfrauen einen Kuss über den Handrücken hauchen. Sie hatte sich gerade etwas Milch in den Kaffee getan, als ihr Vater in die Runde fragte, ob jemand wisse, wie die »Kickers« heute gespielt hätten. Die Offenbacher waren die direkten Konkurrenten des Fußballsportvereins Frankfurt und das Unentschieden gegen die Eintracht war fast wie ein Sieg. Weil es die Buchmacher in den Toto-Büros für unmöglich gehalten hatten, hätte sich der FSV in der Tabelle an den Offenbachern vorbeischieben können. Aus Walter Langes majestätischem Doppelkinn rang sich ein Räuspern, um zu der wichtigen Mitteilung überzuleiten, er würde in der nächsten halben Stunde einen Anruf an der Kneipentheke über die aktuelle Tabellenlage erhalten.

Dann sah Helene, wie sich Willi Linnenberg und hinter ihm Willibald Kress mit Otto Hermann von der Bank erhoben, um zu dem Ehrengäste-Tisch hinüberzuwechseln. Kress machte einen Umweg über die Musikbox, wo er für zehn Pfennig *You belong to my heart* von Lubo D'Orio drückte.

Die wenigen Frauen in der FSV-Gaststätte fragten sich, wen der schöne Willibald damit anhimmeln wollte. Helene wischte exakt diesen Gedanken sofort aus ihrem hübschen Kopf. So als hätten sie den Tischwechsel als eine Beleidigung verstanden, erhoben sich drei andere Spieler und drängten sich durch das rauchgeschwängerte Gewühl zum Ausgang.

Mit Tischklopfen wurden die beiden Spielerstars von den »Ehrengästen« empfangen. Willi Linnenberg nahm seinen vorherigen Platz wieder ein und die Bank rückte enger zusammen, um Kress und Hermann Platz zu machen.

»Ich hab dem Otto schon gesagt, dass wir bereit wären, vors Sportgericht zu ziehen. Aber er findet auch, dass alles eher 'ne Lappalie war.«

»Ich werde mich halt in nächster Zeit besonders artig benehmen«, sagte der verschmitzt. Helene, die ihn nicht ansah, meinte, aus dem Augenwinkel seinen Blick aufgefangen zu haben.

»So wie vor der Umkleidekabine?« Heinz Werner lachte.

»Neee«, tat Willibald Kress über beschwörenden Händen entrüstet. »Das wäre ja Handspiel ... oder Faustball!«

»Naja, selbst im Boxring wäre der Otto damit ziemlich eindrucksvoll aufgefallen. So'n glatter Knock-out!«, sagte Walter Lange unentwegt nickend, worauf sich alle zu lachen veranlasst sahen – außer Otto Hermann, der bemerkt hatte, wie kurz und kühl Helenes Lächeln ausgefallen war.

»Schön war das jedenfalls nicht«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was die Männer angetrieben hat ...«

Otto unterbrach sie, zog den Mund breit und warf ein: »Aber sah mir nicht so aus, als dass es direkt mit dem Spiel zu tun hätte.« Als niemand von den hohen Herren darauf einging, zuckte er mit dem Mundwinkel und sagte mit einer wegwerfenden Handbewegung: »Andererseits können sie ja hier kein Faustrecht einführen!«

»Oh, wir haben schon ganz andere Schlägereien hier am Hang erlebt. Ganz früher sogar Nazis gegen Kommunisten«, konterte Willi Linnenberg, und Helene fiel auf, dass er auch ernst werden konnte.

»Lasst uns von was Schönerem reden«, wischte Heinz Werner das Gesagte beiseite, »es ist so ein herrlicher Tag. Bei mir ist jedenfalls die Laune wieder da. Fühle mich pudelwohl.«

»Ihr zwei habt das jedenfalls toll gemacht. Auf dem Spielfeld genauso wie vorhin. Das ist eben unser Verein: alles aus eigener Kraft!« Willi Linnenberg klopfte dem FSV-Spieler auf den Rücken, als wolle er seine vorherige Unflätigkeit mit den »Nazis« vergessen machen. Wieder sah sich der Tisch zum Klopfen genötigt, wieder alle bis auf Helene und Otto.

Sie bemerkte bald, dass die beiden Spieler immer wortkarger wurden, als ob sie sich zunehmend wie Fremdkörper unter den Ehrengästen fühlten. Otto Hermanns perlweiße Zähne blitzten immer seltener unter den schwarzen Haaren, wenn andere sprachen. Von ihm selber war seit dem Scherz »mit dem guten Benehmen nach der Gelben Karte« nichts mehr gekommen. Irgendwie ist er doch verklemmt, sagte sich Helene, zumindest leicht einzuschüchtern ...

Willibald Kress, mehrfach angesprochen auf die Leistungen des gegnerischen Vereins, antwortete knapp, aber voller Anerkennung für seinen Namensvetter Richard Kress. Dass er dessen Elfer gehalten hatte, kommentierte er selbst als »reinen Zufall«. Willi Linnenberg betätigte sich als Kress' Pressesprecher: »Vielleicht ist das bei Torleuten irgendein sechster Sinn. Willibald machte einfach das Gegenteil, weil Richard vorher in die rechte Ecke geguckt hatte. Das sind Reflexe, die du irgendwann lernst.«

»Zeit zum Nachdenken haste eigentlich keine. Aber wenn er den Ball höher platziert hätte, wäre ich nicht mehr ran gekommen«, bestätigte der Torwart.

»Nun mach dich mal nicht so klein, Willibald«, tönte Walter Lange. Und Heinz Werner setzte hinzu: »Von der Tribüne aus sah das großartig aus. Es hat uns alle von den Bänken gerissen. Sogar meine Helene. Und deine faire Geste mit dem Richard hat Eindruck gemacht. Auch auf die Eintrachtler. Wir sind jedenfalls alle sehr, sehr stolz auf dich.«

»Wenn der Otto den Ball vorher nicht bekommen hätte, wäre das 'n Tor geworden«, sagte Kress. »Die Verteidiger stehn nicht so im Rampenlicht. Richard war eigentlich schon durch, als ihn der Otto vom Ball getrennt hat ... hundertprozentig fair ... wie der Otto eigentlich immer.«

»Meistens!«, schränkte der ein und ließ die Zähne blitzen. Erst jetzt kam Heinz Werner der Verdacht, dass die Aufmerksamkeit seiner Tochter nicht Willibald Kress galt. Er sah ihr versonnenes Lächeln und dann bemerkte er noch, wie auch Otto Hermanns Augen gelegentlich von ihm, dem Kohle-Direktor, zu ihr wechselten, um dann wieder flugs bei ihm zu landen. Er nahm sich vor, das Thema auf dem Heimweg anzusprechen. Wenigstens sollte sie wissen, in was für einen Hinterhof Hermann spätabends zurückkehren müsste, mit einer Toilette für mehrere Mietparteien und einer Wasserstelle für die ganze Familie, mit allen Konsequenzen, die man sich besser nicht vorstellen wollte. Auch den früheren Ruf von Otto in puncto Schlägereien würde er zur Sprache bringen. Sicher, das war, bevor er an die Front einberufen worden war. Und lange vor dem Stammplatz in der ersten Mannschaft. Aber kürzlich war er aus der größten Frankfurter Kfz-Werkstatt rausgeworfen worden, weil er sich mit dem Chef angelegt hatte. Und von da an arbeitete er in der Berger Straße in Alt-Bornheim in einer Hinterhof-Werkstatt, wo die meisten aus dem Fußballverein ihre Autos und Motorroller zur Inspektion gaben. Otto Hermann umgab nicht nur der Ruf eines eisenharten Fuß-

ballverteidigers, sondern auch eines Kfz-Mechanikers mit einem sechsten Sinn, selbst »tote Autos wieder zum Durchatmen zu bringen«. Heinz Werner respektierte alle Menschen, die handwerklich zaubern konnten. Aber er brauchte keinen zusätzlichen Automechaniker, weil für ihn alles beiläufig auf dem Fuhrpark der Kohlenunion ablief.

Als sein schwarzer Opel einmal nicht ansprang, hatte der Aufseher der Firmengaragen die Sekretärin seines Direktors angerufen, um kleinlaut zu verkünden, das Auto würde doch bis zum Abend brauchen und der Direktor könne »bis morgen einen Käfer bekommen«. Heinz Werner hatte dankend abgelehnt. Was würde die Nachbarschaft denken, wenn der Direktor ausgerechnet in Zeiten der wirtschaftlichen Umorganisation der Gelsenkirchen AG mit einem VW-Käfer in der Ortenberger Straße einparken würde? Also kam der Direktor an diesem Abend spät nach Hause und hatte einen überzeugenden Grund für die Familie, den – im Gegensatz zu sonst – nicht einmal seine Frau anzweifelte.

Obwohl sich der Tisch unter dem Schild »Ehrengäste« um Siegerlaune mühte, kam Helene vieles steif vor. Sie versuchte – nachdem sie längst anerkennende Blicke des schönen Willibald eingefangen hatte – im verschlossenen Gesicht von Otto zu lesen. Aber der schwarzhaarige Mann mit den mongolischen Wangenknochen war in sich gekehrt und hielt beim Mitteilungsbedürfnis der anderen »Ehrengäste« nicht mit. Manchmal knetete er die Stoffserviette mit der Faust, dann nippte er kurz am Bier, ohne wirklich zu trinken, und lachte höflich zu Scherzen anderer.

Willibald Kress hatte auch bemerkt, dass sich der Freund unwohl in seiner Haut fühlte. »Wir dürfen die Kameraden drüben nicht so lange alleine lassen«, deutete er auf den Spielertisch und spähte noch etwas aufmerksamer hinüber.

»Nach so einem Spiel sitzt man besser noch mit seinen Leuten zusammen!«

»Aber wir sind doch auch deine Leute?!« Heinz Werner lächelte ihn gespielt beleidigt an.

Willibald Kress hatte schon bemerkt, dass er zuvor unhöflich gewesen war und beeilte sich, hinzuzusetzen: »Ich mache mal 'nen Vorschlag: dass ein paar von euch einfach mit rüberkommen. Der Willi war ja vorhin schon bei uns und hat sich bestens verkauft – was die Führungsetage anbetrifft. Und vielleicht kommen auch andere Herren mal rüber zum gemeinen Volk.« Er ließ seine Lachgrübchen sehen, während Otto Hermann unschlüssig wirkte. »Und natürlich nicht nur die Herren, sondern auch die Dame!«, adressierte Kress mit einer galanten Verbeugung an Helene.

»Hast du denn Lust, so richtige Spieler mal aus der Nähe zu sehen ... Ich meine anders als vorhin vor der Umkleidekabine?«, fragte Heinz Werner schmunzelnd seine Tochter.

»Ich bleibe jedenfalls hier nicht alleine sitzen!«, antwortete Helene vorwurfsvoll.

»Hast du was dagegen, Willibald, wenn ich noch mal mit rüberkomme? Ich komm ja gut klar mit denen!« Auch im Ton von Willi Linnenberg lag leichter Vorwurf.

»Aber natürlich. Glaubst du, irgendjemand hier im Raum würde Willi Linnenberg nicht mögen? Und wer ihn nicht mag, achtet ihn trotzdem«, nahm Willibald Kress dem aufdringlichen Verbandspräsidenten den Wind aus den Segeln. Denn in Wahrheit sahen die meisten Spieler in Linnenberg einen Gecken, der nur durch die Verbindungen um Julius Rosenthal, den spendablen FSV-Sponsor und Wirt des »Dickchen Julius« am Bornheimer Uhrtürmchen, seinen lukrativen Posten ergattert hatte.

»Dann darf ich bitten!« Mit diesen Worten erhob sich Willibald Kress, gefolgt von Otto Hermann, Heinz und

Helene Werner vor Willi Linnenberg. Am Spielertisch waren mittlerweile ein paar Plätze frei geworden.

»Na, habt ihr den hohen Herren verklickert, warum wir heute nicht gewonnen haben?«, tönte es zum Empfang. Die beschwipsten Spieler lachten laut.

»Das war echt ein hartes Stück Arbeit! Aber sie haben es begriffen«, feixte Willibald Kress.

»Und die sind jetzt gekommen und wollen mit euch über eine Gehaltserhöhung reden«, setzte Otto Hermann noch einen drauf. Plötzlich war er aufgetaut, bleckte immer wieder die weißen Zähne, sogar zu Scheppekall, der sich auch an den Spielertisch gesetzt hatte.

»Oh, Direktor Werner hat sogar seine schöne Tochter mitgebracht. Womit haben wir denn das verdient?«

»Du trinkst jetzt auch mal ein Bier, Mädchen«, sprach eine Spielerfrau Helene an, während zwei Helferinnen fünf dampfende Teller mit Rippchen, Kraut und Brot, daneben zwei Portionen Gref-Völsing-Rindswurst (dem eigentlichen »Frankfurter Würstchen«) zu den Spielern brachten.

Helene schüttelte den Kopf. Ihr Vater kam ihr zuhelfe: »Sie ist doch noch minderjährig!«

Der Spielertisch begann zu lachen, worüber Helene sich ärgerte. Und über ihren Vater! Und besonders darüber, dass auch Otto so ausgelassen in das Lachen einstimmte. Sie wollte hier gar nicht im Mittelpunkt stehen, obwohl sie es gewohnt war, dass man ihre Schönheit dezent und aufmerksam bewunderte.

»Klar, ich trink natürlich ein Bier. Auch zwei, wenn es sein muss«, sagte sie kess, was ihr einen anerkennend heruntergezogenen Mundwinkel von Willibald Kress eintrug, dem sie trotzig zunickte.

Willi Linnenberg klopfte mit der Gabel an ein leeres Glas und räusperte sich würdevoll: »Und nun habe ich eine große

Überraschung für dich, Otto! Es wird nämlich ...«, er atmete tief ein und schob die goldene Brille hoch, »nun auch für dich eine Toto-Lotto-Autogrammkarte geben. Dafür finanzieren wir ein professionelles Foto – richtig in einem Atelier. Mit Blitz und allem Drum und Dran. Dann bist du ein echter Prominenter. Und weißt du warum?« Otto Hermann blickte ihm mit gerunzelter Stirn in die Augen und schien gar nicht so vor Glück aus dem Häuschen, wie es zu erwarten gewesen wäre. Auf die Frage schüttelte er langsam den Kopf. »Weil der Seppel Herberger seinen Assistenten Helmut Schön für das nächste Heimspiel angekündigt hat. Zwar um die Mannschaft hier zu sehen, aber ich weiß aus gut unterrichteter Quelle, dass er dabei ein ganz besonderes Auge auf dich geworfen hat.«

»Das ist ja toll! Mensch, Otto, da sind wir ja froh, dich zu kennen.«

Helene wurde bei diesem Satz ihres Vaters den Eindruck nicht los, dass er von oben herab gekommen war. Und vielleicht deswegen winkte Otto Hermann mit beiden Händen und ohne gespielte Bescheidenheit ab: »Und was mache ich dann mit so einer Autogrammkarte?«

»Das wirst du schon sehen«, schmunzelte Walter Lange, »die Fans sind nicht die Einzigen, die die Autogramme ihrer Idole im Bekanntenkreis weiterverschenken. Zum Geburtstag, zu Ostern, zu Weihnachten oder so.«

»Da müsst ihr aber eine Menge Spachtel und Puder verwenden, damit der Otto wenigstens nach ein bisschen was aussieht. Und Otto: In der Nacht vor dem Fototermin legst du dir ein Haarnetz über«, sagte Willibald Kress lachend und knuffte seinen Nachbarn mit der Schulter.

»Du musst ja nicht alles verraten«, erwiderte Otto und tat beleidigt, »ich kann ja *dich* auf meine Autogrammkarte nehmen, damit die Weiber Schlange stehen.«

Nun hatte Otto die Lacher auf seiner Seite. Willibald tat so, als blicke er bedröppelt aus der Wäsche: »Du willst dich mit fremden Federn schmücken? Ich finde, wenn man so hässlich geboren ist wie du, dann sollte man dazu stehen – wie ein Mann!«

Komisch, ging es Helene durch den Kopf, hier ist Otto sogar richtig ironisch, hat irgendwie alle im Griff.

»Ja, ja, die jungen Frauen werden sich um die Autogrammkarten reißen«, rühmte Willi Linnenberg sein Vorhaben.

»Also ich habe damit noch nie Erfolg gehabt!«, nickte Willibald resigniert zurück.

»Du siehst ja auch scheiße aus!«, sagte ein Spieler zum schönen Willibald.

»Das ist es wohl. Man muss es den Frauen warm und kuschelig machen. Ein Foto alleine ist nix für Frauenherzen.«

»Hast du 'ne Ahnung?!«, rief Willi Linnenberg, »ganze Ehen sind schon durch Fotos geschlossen worden.«

»Aber die berühmte Willibald-Kuschel-Kur hat ihm die Frauen schon reihenweise geöffnet ...«, sagte Scheppevall, woraufhin Otto entschuldigend zu Helene mit den Schultern zuckte. Scheppevall setzte hinzu: »Ich meine natürlich: ihre Herzen öffnet!«

Helene konnte mit Ottos fragendem Blick nichts anfangen. Es ärgerte sie, dass derart über ihr Geschlecht verfügt wurde, als hätten junge Frauen eine Kuschelautomatik oder seien Tierchen, die man mit Autogrammkarten in Bettfallen lockte.

»Was meinst du dazu, Otto?« Heinz Werner fasste ihn am Jackettärmel. »Man hört, dass du auch keine Jungfrau mehr bist?« Darauf gackerte er, und einige Spieler stimmten pflichtschuldig ein.

»Wenn ich ein Geheimrezept für Frauen hätte, dann würde ich es nicht ausgerechnet euch verraten.«

Fühlte sich Otto wirklich angegriffen oder spielte er es nur, fragte sich Helene. Er hatte den Kopf gesenkt und blickte dunkel auf seine gefalteten Hände. Helene hatte mit heimlichen Blicken Otto längst als südländischen Frauentyp erkannt. Sie war zwar eine BDM-Schönheit, aber das Ari-sche hatte seit ein paar Jahren ausgedient. Zudem gipfelte es in einem züchtigen Blick auf die eigenen Schühchen und verhiß nur einen keuschen Frühlingsduft, auf den kein heißer Sommer vorgesehen schien. Selbst ihre Mutti hatte einmal aus heiterem Himmel und vom Sekt angeregt auf ihren Gatten gedeutet, der mit seinen Geschäftspartnern Rotweingläser schwenkte, und, sich geziert die Lippen abtupfend, ihrer Tochter zugeflüstert: »Die da glauben immer noch, dass unser Becken nur zum Kinderkriegen gemacht ist. Pah!« Danach hatte sie sich in gespielter Reue vier Finger vor die Lippen gelegt und scheinbar erstaunt über ihre eigene Unanständigkeit die Augen überrascht aufgerissen. Helene hatte mit Glucksen geantwortet, bis ihr Vater strafend zu den beiden Frauen hinüberblickte.

Es wurmte Helene, dass einer so ernst bleiben konnte wie Otto, so überhaupt nicht an seine Wirkung dachte. Während er sprach, fixierte er die Dinge mit festen Blicken, als sei ihm alles Äußere egal und sein eigenes vielleicht sogar selbstverständlich. Er breitete mit seinen schwarzbraunen Mandelaugen ein Lachen aus, das von so strahlender Natürlichkeit war, wie Helene es überhaupt noch nie gesehen hatte. Dabei konnte ihr Vater auch strahlend lachen. Aber es war einstudiert, zuweilen sogar herzlos. Bei Otto kam alles direkt. Als er sie jetzt kurz ansah, erschien er ihr traurig und fragend, aber er sah nur sie an und es war ihm gleichgültig, ob das jemand begutachtete. Ihr Vater, ein stattlicher und ebenfalls schöner Mann – Helene wusste, dass sie ihm ihre Schönheit verdankte –, achtete in einem großen Radius auf

alle, die ihn beobachteten und die er beobachtete. Otto dachte nicht an sein Aussehen. Er blickte so gerade wie in dem Moment, als er dem Riesen vor den Umkleidekabinen den Kinnhaken verpasst hatte. Es machte Helene unruhig, dass er sie nicht öfters ansah, denn wenn er es tat, spürte sie es bis in den Unterbauch. Gleichzeitig mehrte genau dies ihren Ärger. Und das nicht erst seit der Begegnung vor den Umkleidekabinen, sondern bereits Fußballspiel für Fußballspiel. Einmal, zwei Spiele zuvor, hatte sie geglaubt, er habe sie zur Halbzeitpause auf der Tribüne angeschaut. Und seither wünschte sie sich mehr und wünschte sich gleichzeitig das alles gar nicht.

Sie ahnte, dass ihr Vater aus genau diesem Grund Otto aufzuziehen versuchte. Aber der duckte sich in eine Kuhle aus heiterer Bescheidenheit weg. Wenn sie so etwas nur auch könnte?! Wenn sie aufgezogen wurde, schob sie meistens ihr Kinn vor und wurde streng. Aber das war Schwäche. Otto hatte Stärke wohl im Übermaß.

Das Stimmengewirr täuschte nicht darüber hinweg, dass in Wahrheit viele Otto und Helene aus dem Augenwinkel in strenge Beobachtung genommen hatten. Einige rühmten sich später, eine Liebe auf den ersten Blick gesehen zu haben.

Aber das war nicht so, auch wenn sie sich beide näherkamen, spätestens in ihrer Reserviertheit gegenüber Linenberg, als dieser seine reichhaltigen Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht zum Besten gab: »Männer können Frauen sowieso nicht verstehen. Wahrscheinlich ist es umgekehrt genauso. Wenn der Mann glaubt, die Frau will kuscheln, will sie eine harte Hand. Und wenn er meint, er müsse mal deutlich werden, will sie nur in den Arm genommen werden. Frauen wissen eigentlich immer nur ganz genau, was sie *nicht* wollen.«

Als Gelächter ausbrach, knetete Otto verlegen seine Hände und blickte hilfesuchend zu Helene. Sie versuchte, ihm zu zeigen, dass sie gelangweilt war. Aber dann geschah dieser buchstäbliche Augen-Blick. Otto fixierte den Vorsitzenden des hessischen Fußballverbands streng, lächelte aber jugenhaft: »Wenn ich auch mal dazu etwas sagen darf: Meine alte Mutter weiß sehr genau, was sie will!«

Helene hätte ihn umarmen können und ärgerte sich gleichzeitig über ihre mädchenhafte Regung. Also widersprach sie ihm ein wenig: »Ich glaube, Herr Linnenberg hat weniger ›Mütter‹ gemeint.«

»Nur weil du mit deiner Mutter gelegentlich auf Kriegsfuß stehst!«, warf ihr Vater lachend ein.

»Ach was, nur weil *du* sie nie in den Arm nimmst, weil du immer glaubst, sie müsse eingeschüchtert werden!«

Nun erstarb das Grinsen in Heinz Werners Gesicht. »Das gehört aber nicht hierher.«

Otto kam Helene zur Hilfe: »Dann gehört das Ganze aber nicht hierher. Das meine jedenfalls ich zu diesem Thema!«

Und plötzlich klopfen seine Spielerkameraden auf den Tisch, und war es auch nur, um Peinlichkeit wegzuklopfen. Walter Lange versuchte es auf seine Weise: »Herr Wirt, noch eine Runde! Die geht auf mich.«

»Aber Frauen und Männer passen einfach nicht zusammen – dabei bleibt's!«, rührte Scheppekall.

Langsam wendete Otto seinen schwarzen Kopf mit einem breiten Grinsen zu Scheppekall: »Das finde ich überhaupt nicht. Männer und Frauen sind füreinander geschaffen, wie Mütter für ihre Söhne.«

»Und Väter für ihre Töchter«, trumpfte Heinz Werner auf. Helene schloss die Augen und tat mit leisem Kopfschütteln kund, dass sie angeödet war.

»Das ist mir alles zu primitiv!«, wisperte sie.

»Naja«, gab Otto zu, »das ist halt ... nach so einem Fußballspiel.«

Auf dem Heimweg kam Heinz Werner schnell zur Sache. »Du hast dich in diesen Otto Hermann verguckt. Gib es zu!«

»So ein Quatsch! Aber da sitzt ein Volksschüler und hat mehr gesunden Menschenverstand und Höflichkeit als ihr andern alle zusammen. Wer sowas anerkennt, muss sich deswegen nicht in einen verguckt haben!«

Unbeirrt fuhr er fort: »Deswegen warst du so zappelig seit dem Mittagessen! Deswegen, wenn ich es recht bedenke, gehst du überhaupt auf den Fußballplatz mit deinem Vater. Das ist doch des Rätsels Lösung. Ich dachte immer, du würdest den schönen Willibald anhimmeln.«

»Nee, Papa, ich bitte dich! Wenn einer schon der schöne Willibald heißt ... pah.«

Ihr Vater versucht es mit Witzeln: »Wenn einer der schöne Willibald heißt und ein noch schönerer in der Nähe sitzt! Das wolltest du doch sagen.«

»Gut, ich gehe nie wieder mit dir auf den Fußballplatz, wenn du mir so einen Quatsch unterschiebst. Nie wieder! Solche Männergesellschaften sind sowieso niveaulos. Nichts hat mich da besonders angezogen, auch nicht dein Otto.«

Kaum hatte Werner die Tür in der Ortenberger Straße 23 aufgeschlossen, seinen Mantel auf einen der Kleiderhaken unter den Jagdtrophäen gehängt, rief er »Herzchen« nach seiner Frau. Die kam leichtfüßig die Treppe herunter, um ihn pflichtgemäß nach dem Spielergebnis zu fragen.

»Das Spiel war großartig. Aber stell dir vor: Danach hatte ich eine Prügelei. Und, sie wird gleich widersprechen, unser Töchterchen hat sich in Otto Hermann verknallt. Nachdem der einen perfekten Faustkampf geliefert hat.«

»Du bist übergeschnappt«, sagte Helene und lachte.

Heinz Werner nahm eine braune Flasche Cognac mit goldenem Etikett aus dem grob-altdeutsch geschnitzten Holzregal an der Wand, goss sich ein, schwenkte das Glas und fragte scheinheilig, ob noch jemand einen wolle. Ohne eine Antwort abzuwarten, leerte er den Kelch in drei Schlucken, wobei er gurgelte. In strengem Ton sagte er: »Und wenn es so wäre?« Er füllte das Glas nach, nippte genießerisch daran und hob das Kinn: »Dann wäre das kein Umgang für dich!« Woraufhin er den Rest ausschürfte.

2. Monte Scherbelino

Vor seiner Höhle brannte ein kleines Feuer inmitten eines Gluthaufens, über dem ein paar rötliche, abgewetzte Backsteine ein Gitter hielten, von verkohlten Drähten eingefasst. Darauf schmorten ein kleiner Vogel wie ein verschrumpelter Kobold und daneben drei Haxen und zwei Schweinerippen.

Der Mann stocherte mit einem dünnen, gedrechselten Metallstab in der Glut. Er trug eine Sanitäreruniform aus dem Weltkrieg, deren Ärmel ihm zu kurz waren. Er hob das braungegerbte Gesicht, weil er glaubte, etwas gehört zu haben, drehte das Ohr weg vom Wind und blinzelte argwöhnisch auf die zwei dunklen Wolken neben der späten Nachmittagssonne.

Vor zehn Jahren bei der Hitlerjugend war er noch ein gradgewachsener hübscher Junge gewesen. Beim Volkssturm hatte er einen Granatsplitter in die Bronchien abbekommen, was seiner Aussprache gelegentlich ein gepresstes Zischen mitgab. Seine linke Schulter hielt er beim Husten nach vorne gekrümmt.

Die Höhle bestand überwiegend aus zerbrochenen Betonteilen und Pressspan, war mit Ziegeln und kleinen Mörtelbrocken abgedichtet und mit Papierballen und Pappe isoliert. Es gab auch zwei Geheimfächer, in denen neben allerlei Krusch ausgeschnittene Zeitungsartikel, Briefmarken mit Hitlers Kopf, zwei Grundschuldbriefe, alte Geldscheine und drei winzige Goldbarren lagen. Vielleicht war das der Grund, warum der Mann nicht in einem der zahlreichen Obdachlosenheime wohnte, die die Stadt für die Flüchtlinge aus dem Sudetenland eingerichtet hatte, sondern nur gele-

gentlich dort erschien, um sich zu duschen. Aber das wussten die Leute nicht, die ihn »Pohle« oder »den Grafen vom Monte Scherbelino« nannten. Eigentlich traf man ihn stets auf diesem gigantischen Müllberg genau auf der Gemarkung zwischen dem Riederwald und Bornheim an, der seit dem Krieg für Schuttablagerungen verwendet wurde. Die Frankfurter mit ihrem ureigenen Schalk hatten ihn, nachdem die ersten Lastwagenladungen ihre Ruinenreste abgeladen hatten, »Monte Scherbelino« getauft. Erst Jahrzehnte später ließ die Stadt den Hügel, der über 50 Meter emporragte und dessen Scherben und Splitter bei einer bestimmten Sonneneinstrahlung silbern und rubinrot blitzten und blinkten, abtragen und darauf eine riesige Eislaufhalle bauen.

Pohle war keinerlei Ungeduld anzumerken. Worauf sollte er auch warten? Und doch war das Geschehen auf den beiden Fußballplätzen der verfeindeten Mannschaften mit seinen eigenen wenigen Lebenshöhepunkten verknüpft. Er drehte den Vogel auf dem Grill noch eine Viertelwendung zur Seite, eigentlich war der schon gar. Die Kartoffeln links und rechts drückte er noch weiter an den Gitterrand, sie waren stellenweise schon kohlrabenschwarz.

Eine kleine Brise fuhr durch die vier Wäschestücke neben dem Wasserkanister. Daneben stand ein Bottich, in dem Bier-, Schnaps-, Apfelwein- und Wasserflaschen schwammen. Dann wurden die näherkommenden Stimmen eindeutig. Um Pohles Mund spielte ein zufriedenes Lächeln und er nickte, während er sich zügig das verwaschen-dunkelgrüne Sanitärerhemd zuknöpfte.

Das Knirschen auf dem schmalen Pfad aus plattgetretenen Blechfolien, Hartpappe und Müllschotter war ihm vertraut. So sehr, dass er die Zahl der zu ihm Aufsteigenden daran abzählen konnte. Er wusste, wer kommen würde, und rief dem Besuch zu, er habe sie »eigentlich direkt nach dem

Spiel erwartet«. Aus dem Grüppchen mit der eingerollten schwarzweißen Eintrachtflagge antwortete einer, es habe noch eine Schlägerei gegeben. »Aber hoffentlich ist unser Fleisch nicht verbrannt, Pohle, sonst setzt's was!«

Pohle breitete untergeben die Arme aus: »Alles so, wie bestellt. Ich muss nur noch ein paar Stück kurz heißer machen.« Er rückte das Fleisch in die Mitte über der Glut und pfiff durch die Zähne, als er unerwartet eine junge Frau sah.

»Was pfeifst du so, du kannst doch mit der Alten sowieso nichts anfangen«, rief der muskulöse Mann am Ende des Grüppchens.

»Aber Schönheit kann ich durchaus beurteilen.«

»Der Fraß reicht hoffentlich auch für vier!«

»Selbstverständlich, Jungs ... und meine Dame.«

»Das ist Rebecca. Und wenn sie heute auch Stöckelschuhe anhat, sie ist keine Dame. Sie will nur etwas älter ausschauen.«

»Nee, größer!«, gab sich die junge Frau entrüstet.

»Das Jugendamt ist hinter ihr her und wir müssen sie zwei, drei Tage verstecken. Die ist abgehaun aus einer Anstalt für böse Mädchen.«

»Wo echt niemand lange bleiben will, auch nicht die lieben«, sagte sie halblaut, während sie sich mit dem Fuß einen Hocker heranzog. Die drei Männer ließen sich auf umgedrehten Blechheimern und einer halbhohen Dose mit der Aufschrift »Gref-Völsing-Rindswürste« nieder.

»Was war das für eine Schlägerei?«

»Dieser Kapitalknecht Werner hat von mir eine abbekommen, weil er den Fischie rausgeschmissen hat. Und dann haben sich Willibald Kress und Otto Hermann eingemischt. Wir hatten schon vorher einen ziemlichen Brass gefahren, weil das Spiel nur unentschieden ausgegangen war. Und Peter hat sich einmal gehenlassen. Aber das war eigentlich auch ganz angebracht!«

»Ich habe mich nicht gehen lassen!«, entgegnete der muskulöse Peter, »wir waren einfach zu wenige, sonst hätten die alle was abgekliegt. Aber diesem Drecksack musste ich es einfach besorgen, wenn der so aufgebretzelt vor einem steht, noch dazu mit seinem Töchterchen, das allen den Kopf verdrehen will. Und den großen Macker spielt, obwohl er nur ein Dienstbote der Kapitalisten ist, die Deutschland in die Scheiße geritten haben.«

»Und? Hat sie dir die Augen verdreht?«, fragte das »böse Mädchen«.

»Rebecca, du bist die Einzige, die mir die Augen verdrehen kann. Wenn du es richtig machst!« Das brachte Peter ein paar Lacher ein und einen Ellbogenknuff von der Frau.

»Bist du Jüdin?«, fragte der Müllhöhlenmann.

»Wegen Rebecca? Das ist mein Künstlernamen. Aber mittlerweile höre ich auch auf den. Als ich klein war, hatte ich mal 'ne Freundin, die so hieß.«

»Und die lebt nicht mehr?«

»Irgendwann war sie weg. Will gar nicht drüber nachdenken, was mit ihr passiert ist. Im letzten Kriegsjahr. War eigentlich sogar meine beste Freundin.«

»Irgendein Nazi-Drecksack hat Rebecca also ... die hier ... vergewaltigt. Und die eigentliche Rebecca hat versucht, ihr zu helfen«, ergänzte Peter.

»Ja, Krieg ist ein grausames Geschäft.« Pohle nickte so professionell, als hätte er dies schon oft gesagt.

»Du redest Scheiß! Das ist nicht Krieg, Gegner gegen Gegner, sondern die verdammte Nazi-Brut, die sich erst an kleinen jüdischen Mädchen vergreift und dann unser ganzes schönes Deutschland in Schutt und Asche legt.«

»Fiel mir gerade nichts Besseres ein«, entschuldigte sich Pohle, »was soll ich sagen? Trotzdem ist es der Krieg, der die Menschen zur Bestie macht.«

Bekommen saßen sie um den Grill, bis sich Pohle wieder aufraffte: »Aber dieser Otto Hermann ist einen ganzen Kopf kleiner als du?!«

»Der ist trotzdem nicht von schlechten Eltern. Und ich hab seine Faust nicht kommen sehen. Wahrscheinlich hätte ich an seiner Stelle auch nicht anders gehandelt. Er weiß ja nicht, was diese Frankfurter Fußballfürsten hintenrum für einen Dreck am Stecken haben. Der Werner hat sich um jeden Fronteinsatz gedrückt. Kohlenunion, kriegswichtiger Betrieb, irgendwo verschwindet die Einberufung ... Was man sich über diese Geldtypen alles so erzählt. Bis in den Mai 45 hat der die schlimmsten Nazi-Parolen gerufen und dann war er plötzlich der große Freund der Amis, als die Firmenleitung von der Kohlenunion ausgewechselt worden ist. Aber da waren der Hermann und der Kress noch in Kriegsgefangenschaft. Wenigstens haben die schnell kapiert, was die Nazis für Schweine waren, und haben den früheren Hitlerbuben am Hang ein paar echte Schauergeschichten von der Front erzählt. Eigentlich eher schade, dass ich mit ihm aneinandergerasselt bin. Es sollte nur diesen Scheißkerl treffen, der vom Schreibtisch über ganze Familien entscheidet.«

»Und ich soll jetzt Rebecca bei mir behalten und verstecken?«, fragte Pohle.

»Nur zwei oder drei Nächte. Die nächsten Tage fährt meine Mutter aufs Land und dann kann sie ein paar Tage bei mir in der Eulengasse wohnen. Bis sich der ganze Sturm gelegt hat. Die werden ja auf eine Ausgebüxte nicht die ganze Frankfurter Polizei ansetzen.«

Pohle musterte Rebecca: keine klassische Schönheit, aber attraktiv, mit einem breiten Gesicht, das strahlen konnte, wie er es in solcher Vollkommenheit noch nie gesehen hatte. Sie hatte auch eine schöne hohe Stirn, eine eindrucks-

volle Rille im Kinn und tiefe Grübchen in den Wangen, die auf slawische Art hochgespannt waren. Und sie hatte eine ausgesprochen anziehende Figur, eine Kindfrau, etwas für pädophile Neigungen, aber mit großen Brüsten.

»Du weißt, was dich hier erwartet?!«, brummte Pohle Rebecca zu.

»Ich habe ja Augen im Kopf. Aber alles besser als diese Folteranstalt!«

»Gehst du anschaffen?« Jetzt war es heraus.

»Das geht dich erst mal gar nichts an«, wies Peter ihn zu- recht. »Sie ist jedenfalls anständiger als die Flittchen, die auf die Chefetage scharf sind. Und sie wird dir schon nichts abgucken.« Was Peter wieder ein paar Lacher einbrachte und Pohle eingeschnappt aussehen ließ.

»Aber ich soll die Nacht mit ihr verbringen?« Dann lehnte Pohle sich zurück: »Schmeckt euch mein Essen eigentlich?«

»O ja, sehr gut. Wie du das mit deinen wenigen Mitteln immer so hinzauberst! Bist halt 'ne echte Köchin!« Diesmal gingen die Lacher aufs Konto des Habichtsgesichts, das auf dem FSV-Platz den ganzen Streit ausgelöst hatte. Er hieß »Gerdie« und galt als »die linke Hand« von Bandenboss Peter.

»Meins ist noch nicht ganz durch«, sagte Rebecca, die mit den linken Zähnen an einem Knochen kaute.

Pohle schob ihr ein anderes Stück herüber und streckte die Hand aus, um stattdessen ihren Knochen für sich zu nehmen: »Das hier ist garantiert durch und auch nicht verkohlt.«

»Danke, das ist sehr liebenswürdig.« Rebecca lächelte ihn mit einer winzigen Ironie über den Grill hinweg an.

Peter lehnte sich zurück und sinnierte: »Ich kenne den Hermann übrigens ganz gut. Früher haben sich die Riederwälder mit den Bernemern ständig herumgeprügelt. Da war

der schon ganz schön auf Zack ... Aber ... er ist fair. Sonst hätten die die Bullen gerufen. Eigentlich richtig Scheiße, dass wir da an die Falschen geraten sind. Den Willibald Kress können einige bei der Eintracht auch gut leiden. Wenn die frei wären, würden wir sie jederzeit an den Riederwald rüberholen. Aber der FSV ist genauso eine Familie wie die Eintracht. Zwei ruhmreiche Traditionsvereine ... auf so einem kleinen Fleck Erde. Eigentlich Mist. Wir müssten alle eher gemeinsam gegen die Rotweiß sein, aber stattdessen ist das eigentliche Frankfurter Derby immer nur zwischen dem FSV und der Eintracht.«

»Am meisten ärgere ich mich«, meldete sich Gerdie, »dass sich der FSV als Arbeiterverein aufspielt – aber von den größten Kapitalisten regiert wird. Früher waren wir für die ›der Judde-Verein‹. Heute haben die genauso viel Juden wie wir. Und Arbeiter hat die Eintracht sowieso viel mehr als der FSV. Trotzdem hat der Werner heute was einstecken müssen. Soll ihm ein Denkmäler sein. Wenn er da demnächst noch einen Kratzer an seinem eleganten schwarzen Opel hat, kann er sich denken, wofür!«

»Ist nicht meine Art«, warf Peter ein. »Kann man machen. Muss man aber nicht. Dem aber mal richtig im echten Zweikampf Mann zu Mann eine reinzudonnern, da würd ich mich besser fühlen.«

»Das ließe sich vielleicht ja organisieren!«, kicherte Pohle. Als ihn verwunderte Blicke trafen, zuckte er mit den Schultern. »Meine Erfahrung mit Leuten wie diesem Werner ist, dass sich hinter ihrer Fassade immer auch ein paar nicht ganz saubere Neigungen verstecken. Vielleicht könnte man ihn ja mal ins Unrecht setzen? Und dann eine reinhaun?!«

»Klingt mir irgendwie zu kompliziert«, erwiderte Peter.

»Der Werner ist doch mit dem Linnenberg gut bekannt? Und vom Linnenberg weiß ich, dass der immer mal wieder

einen Kreis aus diesem Geldadel im Frankfurter Hof trifft. Also, wenn man sich da irgendwie ein paar intimere Informationen beschaffen könnte?! Jedenfalls ... ich sage immer: Rache muss kalt gegessen werden. Dazu muss man sich erst mal abregen und Zeit gewinnen.«

»Im Frankfurter Hof? Da bin ich manchmal.« Rebecca hatte das leise gesagt, aber als alle sie erstaunt ansahen, stülpte sie die Lippen selbstbewusst nach vorne.

»Du?«

»Ich!«

»Und wie kommst du da überhaupt rein?«

»Sagen wir einmal so: Ich kenne ein paar höhergestellte Tiere. Auch den Chefportier!«

»Das glaub ich nicht.«

»Und ob ich den kenne!« Sie lächelte versonnen.

»Den peitschst du auch aus?«

»Das gehört wirklich nicht hierher. Jedenfalls bin ich auch in den hohen Kreisen ganz gerne gesehen.«

Gerdie schnalzte mit der Zunge. »Und so eine muss hier auf dem Müllberg pennen? Das geht mir nicht in die Rübe.«

Rebecca klopfte auf ihre Tasche. »Ich hab dafür ein Kleid hier drin. Und die Schuhe wisch ich mit Spucke ab. Und hups ist alles anders ... Das Kleid hatten die mir in der Anstalt weggenommen. Ha! Aber ich kannte den Kerl, der die Kleiderkammer verwaltet.«

»Du gibst einem echt Rätsel auf, junge Frau«, brummte Pohle.

»Schade, dass wir uns davon keine Scheibe abschneiden können!«, witzelte Gerdie.

»Die Kleine imponiert mir jedenfalls«, lachte Pohle in die Runde, »naja, Erfahrungen mit dem Strich können ja auch ... du weißt, dass ich dir nicht zu nahe treten will ... auch

Männer haben ... gemeinsam mit solchen ... Modellen oder wie man das sonst noch nennt.«

»Das brauchen wir nicht zu vertiefen«, sagte Peter, »auf jeden Fall ist es nicht unwahrscheinlich, dass der Werner irgendwie zu dieser Reichen-Clique gehört, die sich im Frankfurter Hof trifft. Und wenn Rebecca da Zutritt hat, kann sie für uns mal die Nase reinstecken.«

»Nase ist gut!« Gerdie lachte.

Pohle blieb ernst: »Wenn du zum Weibe gehst, vergiss die Peitsche nicht. Das hat der große deutsche Philosoph Nietzsche einst gesagt. Und wenn Rebecca die Peitsche beherrscht, kann sie das Spiel für uns ja auch mal umdrehen.«

»Was sind wir dir eigentlich schuldig für das Fleisch und das Bier?«, fragte Rebecca.

Peter brummte: »Nee, Pohle. Peitsche ist pervers. Es gibt ja auch ... Liebe!«

»Wenn jeder drei Groschen vorne in die Suppendose tut, ist es genug. Rebecca geht auf mein Konto«, sagte Pohle, blies etwas Zigarettenrauch in den von Rebecca und sagte offenbar belustigt zu Peter: »Liebe? Liebe meinst du? Dass es die gibt? Das ist nix als eine Verknotung von neurotischen Göttern ... über unseren Köpfen!«

»Nee, Pohle«, meldete sich Rebecca, »ich habe, glaub ich, von allen hier die meisten Groschen. Einladen musste mich nicht!« Plötzlich war ihr Gesicht erhaben und distanziert. Pohle bemerkte es, Peter auch. Die beiden anderen sahen Rebecca nur misstrauisch an und verstanden nicht, warum man eine solche Einladung ablehnen konnte.

»Du bist wohl auch Schauspielerin?«, fragte Pohle und schaute ihr direkt ins Gesicht.

»Das wollte ich werden, hab auch ein paar Stunden genommen. Dann ist der Schauspiellehrer frech geworden.«

»Du hast also Unterricht gehabt?«

»O ja. Und das Publikum freute sich, wenn ich auf der Bühne stand. Sind extra wegen mir gekommen bei einem Stück. Es hätte auch alles was werden können. Bis auf diesen Scheiß-Schauspiellehrer. Hatte 'ne halbe Schulter, die sie ihm an der Front weggeschossen haben. Aber für ein kleines Mädchen hat es gereicht. War mitten im Krieg und die Bullen hatten was anderes zu tun, als vergewaltigende Kerle zu suchen.« Die Männer schwiegen.

»Nur ...«, sie schluckte trockene Spucke runter, gurgelte mit einem Schluck Bier hinterher, sah sich im Kreis um, aber sagte nichts mehr, sodass Peter einsprang: »Ja, die Kleine, die hat schon einiges mitgemacht. Muss man sagen. Deswegen pass auf sie auf und, Pohle, du gehst mit ihr um wie mit einem rohen Ei. Haste mich verstanden? Du kannst sie ja für sonstwas halten. Aber sie ist das Anständigste, was mir seit Langem begegnet ist.«

»Das hab ich gemerkt. Und glaub mir, ich hab noch nie einer Frau etwas zuleide getan. Soll niemand denken, einer wie ich hätte keine Achtung vor Frauen. Männer, die ihre körperliche Überlegenheit ausspielen ... pfui Teufel!«

»Für mich Drecksäue!«, merkte der Kleinere auf der Wurstdose an. »Wie alt warst du, als das damals passiert ist?«

»Spielt keine Rolle!«, sagte Peter mit einer gebieterischen Handbewegung.

»Elf«, sagte Rebecca, »aber ist kein Thema jetzt. Obwohl ... der hat es danach auch mit einer Neunjährigen getrieben. Als ihn ein Schauspieler angezeigt hat, ist er wohl zur Fremdenlegion ... Will nicht mehr drüber reden!«

Inhalt

1. Am Bornheimer Hang	13
2. Monte Scherbelino	45
3. Hotel Frankfurter Hof	55
4. Bornheimer Ratskeller	96
5. Im Präsidium	118
6. Scherbelino-Erkenntnisse	133
7. Höhere Tochter	139
8. Jüdische Domina	147
9. Kalk und die neue Lage	150
10. Eulengasse	167
11. Direktor Werners Chefetage	181
12. In Ottos Werkstatt	190
13. Rebecca auf der Straße	197
14. Löwengasse 2	204
15. Feuerbachstraße	214
16. Lagebesprechung der »Runde«	220
17. Im Hinterhaus	224
18. Ein Deal	237
19. Das Geheimnis »Streik«	248
20. Kalkrunde und Streikwelle	283
21. Untiefen der Streikebene	296
22. Nach dem Streik	354
23. Kalk fasst neuen Mut	358
24. Im Kamerun	372
25. Das Gruseljahr	389
26. Großanleger in großer Sorge	395
27. Pohlmann, die Werners und die Hermanns	414

28. Vorgeschichte	422
29. Helene und Rebecca	448
30. Zwei hohe Herren	469
31. Café Kranzler	501
32. Tatzeiten	512
33. Der Tag danach	535
34. Das Hinterland zerbröselt	551
35. Recherche in der Intensivstation	556
36. Umquartierungen	579
37. Bausteine für »Das Mädchen Rebecca«	587
38. Beweismittelsuche	599
39. Ein neues Klima wird gemacht	620

Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-360-02768-9

© 2025 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Printed in EU

www.eulenspiegel.com